Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 12 (1936)
Heft: 4

Artikel: Der Chauffeur von Paris
Autor: West, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756730

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Chauffeur von Paris

VON PAUL WEST

Die schöne Place de la Concorde erstrahlte in praller Sonne eines heißen Sommertages, als Mrs. Margerit Macklyn aus der Rue de Rivoli in die Avenue des Champs-Elysées einbog. — Das Rasseln und Hupen der Automobile hing in der Luft. — Es war die lebhafteste Verkehrsstunde, und Margerit bedauerte eigentlich, das Hotel verlassen zu haben, denn es durfte nicht gerade die geeigneteste Zeit für einen Spaziergang in Richtung des Bois de Boulogne sein.

An der Place d'Etoile angelangt, war sie im Begriff umzukehren, beschloß jedoch, noch einmal einen Blick auf das Grabmal des Unbekannten Soldaten unter dem Triumphbogen zu werfen, das sie gestern eingehender Besichtigung unterzogen hatte.

Sie sah sich ängstlich nach den hin und her sausenden Wagen um und setzte ihren Fuß behutsam auf den Fahrdamm, überzeugt, daß keine Gefahr drohte, als plötzlich ein Wagen in schnellstem Tempo dahergefahren kam, wie aus der Erde geschossen, und sie wäre von ihm beinahe überfahren worden, wenn der geistesgegenwärtige Lenker nicht scharf gebremst hätte.

Margerit erging sich in wenig schmeichelhaften Epitheta an die Adresse des unvorsichtigen Fahrers, als sie das Klappen der Türen hörte. Im nächsten Augenblick stand vor ihr ein liebenswürdig lächelnder junger Mann, der in überschwenglichen Worten um Entschuldigung bat.

Seine Erscheinung hatte etwas Drollig-Unernstes an sich. Er wirkte wie ein großer Lausbub, obwohl seine schönen weißen Zähne, die er lächelnd sehen ließ, sowie sein reiches schwarzes Haar einen außerordentlich gepflegten Eindruck machten. Er schien sich im übrigen bei keinem schlechten Schneider zu kleiden.

Margerit war überzeugt, vor sich den Vertreter bester Gesellschaftskreise zu sehen und glaubte daher, ohne weiteres auf den Vorschlag des jungen Mannes eingehen zu können, sie, als Entschädigung für die zugefügte Aufregung, ein Stück in den «Bois» zu fahren.

«Sind Sie schon lange in Paris?» fragte der junge Mann, der in Margerit sofort eine Ausländerin erkannt zu haben schien.

«Sie kommen aus Amerika? Eine kleine Studienreise nach Europa? Ich nehme an, Sie fangen mit Paris an?»

Sie bejahte. — Sie war in der Tat mit der Absicht gekommen, etwa ein halbes Jahr in Europa zu verbringen, wobei sie allerdings noch nicht wußte, wo sie innerhalb dieser Zeit längeren Aufenthalt nehmen würde. Diese Entscheidung hing davon ab, wie schnell sich ihr Scheidungsprozeß abwickeln sollte. Solange er lief, war sie vorsichtshalber gezwungen, ein zurückhaltendes Leben zu führen, um ihrem Mann keinerlei Anlaß zu Gegenargumenten zu geben.

Ihrem neuen Bekannten verriet sie nur so viel, daß sie für eine unbestimmt lange Zeit nach Europa gekommen sei und daß sie noch nicht wisse, ob sie in Paris bleiben oder weiterreisen würde.

Die Anlagen und Teiche des Bois lagen schon weit zurück. Der Wagen raste im Achtzigkilometer-Tempo über die Chaussee.

«Wohin fahren wir?» fragte Margerit verängstigt.

«Mit einem kleinen Umweg nach Versailles. Das müssen Sie vor allem sehen», erwiderte ihr Begleiter und gab dem Wagen noch einmal Gas, so daß dieser sich wie ein wildes Tier aufbäumte und die beiden Insassen in dem Wahnsinnstempo weitertrug.

Der junge Mann, der zu Beginn Hemmungen zu haben schien oder vielleicht nicht so schnell ein geeignetes Gesprächsthema fand, wurde mit der Zeit immer lebhafter und heiterer, um so mehr als Margerit ihn mit ihren Fragen fortwährend ermunterte. — So erfuhr sie bald seine seltsame Geschichte.

«Jetzt kommt aber die unerwartete Pointe», sagte er abschließend. «Nachdem man mich also in dieser Art von Kindheit auf verwöhnte und ich im Grunde alles tun durfte, was ich wollte, bekam mein Vater vor kurzem einen kleinen Klaps und mit einemmal war alles aus. Eines Nachts kam ich mit meinem Wagen nach Hause und ließ im Hof unseres Schlosses den Motor noch einmal laufen, ehe ich ihn abstellte. Es mag in der Nachtstille etwas zu laut geklungen haben und am nächsten Morgen erklärte mir mein Vater, daß er mein Bummelleben satt hätte, das zu allem auch noch den Schlaf der anderen störte, und daß ich mich gefälligst in vierundzwanzig Stunden entscheiden müßte, ob ich ein normaler bürgerlicher Mensch, wie es dem Sproß der alten Familie der Marquise de Beauvolais entsprach, werden wollte, oder aber, ob ich meine eigenen Wege zu gehen wünschte ... Daraufhin hatte ich, als diese Galgenfrist noch nicht abgelaufen war, in der Nacht das Notwendige gepackt, und bin mit meinem Wagen davon ... Seitdem lebe ich im Wagen, doch leider ist mir ein großes Pech passiert. Gestern nacht wurde mir nicht nur der Ersatzreifen, sondern auch mein Koffer gestohlen ... Und nun gondele ich hier quer durch Paris und weiß nicht, was ich tun soll, denn inzwischen ist mir mein Geld so gut wie ausgegangen ...»

Margerit fand diese «Pointe», wie sich der junge Herr von Beauvolais ausdrückte, überaus abenteuerlich und bei seinen letzten Worten verfärbten sich sogar ihre Wangen leicht von innerer Erregung. — War es nicht ein verlockender Gedanke, diese seltsame Bekanntschaft weiter zu verfolgen? Mann könnte später mit der Geschichte dieses Erlebnisses in Amerika bestimmt allerhand Erfolg ernten.

«Und was denken Sie nun zu tun?» fragte sie nicht ohne verhaltene Spannung.

Neurasthenie

Nervenschwäche der Männer, verbunden mit Funktionsstörungen und Schwinden der besten Kräfte. Wie ist dieselbe vom Standpunkte des Spezialarztes ohne wertlose Gewaltmittel zu verhüten und zu heilen. Wertvoller Ratgeber für jung und alt, für gesund und schon erkrankt, illustr., neubearbeitet unter Berücksichtigung der modernsten Gesichtspunkte. Gegen Fr. 1.50 in Briefmarken zu beziehen v. **Dr. med. Hausherr, Verlag Silvana, Herisau 472**

Die Entscheidung bringt oft schon der erste Eindruck! Erikabriefe sind erfolgreich!

Erika

5 Modelle ab Fr. 190.—

Verlangen Sie ausführlichen Gratisprospekt oder unverbindliche Vorführung durch den Generalvertreter:

W. Häusler-Zepf, Olten

Frisches jugendliches Aussehen

Jede Frau - im Beruf wie in Gesellschaft - weiß den Wert frischer gesunder Gesichtsfarbe zu schätzen. - Wie leicht kann sie mit

KHASANA

LIPPENSTIFT und KHASANA-SUPERB-CREME Mund und Wangen verschönen und verjüngen. Khasana-Lippenstifte in 6 verschiedenen Farbtönen - für jeden Schönheitstyp die ideale Tönung. — Khasana-Superb-Wangenrot entwickelt sich erst auf der Haut zu dem zu jedem Teint passenden natürlichen, frischen Farbton. — Einmalige Anwendung am Tage genügt. Wetter-, wasser- u. kußfest! Lippenstift: Fr. -.85, 1.75, 3.25, 4.50. Wangenrot: 1.- und 2.25.

Frédéric Meyrin A.-G. Zürich, Dianastraße 10

Er zuckte die Achseln und gab wieder Gas, was so viel bedeuten mochte, daß er mit dem Kopf durch die Wand gehen wollte — im Neunzigkilometer-Tempo, wie es im Augenblick sein Wagen tat im Widerstreit gegen die Luft.

Sie fuhren in Versailles ein. Am Eingang zum Schloßpark ließ Beauvolais den Wagen auf dem großen Platz parken. Dann gingen sie lange durch die einsamen Alleen spazieren.

«Sie sind verheiratet? Oder sind Sie schon geschieden? Man sagt, es sei Mode in Amerika, sich mehrmals zu verheiraten und dann wieder zu scheiden.»

Margerit lachte.

«Man erzählt in Europa so vieles über uns, was gar nicht stimmt. Ich glaube, große Bücher wären notwendig, um den Europäern klarzumachen, wie wir wirklich sind, aber unsere Schriftsteller verstehen das nicht.»

«Aber man ist doch sehr prüde in Amerika — das stimmt doch?» meinte Beauvolais und sah dabei Margerit von der Seite an.

Sie antwortete nicht.

«Was würde zum Beispiel Ihr Mann dazu sagen, wenn er Sie hier mit einem fremden Mann spazieren gehen sehen würde?» sprach er lächelnd weiter und sah dabei Margerit nach wie vor mit einem prüfenden Blick an, als wollte er feststellen, welchen Eindruck seine Worte auf sie machten. «Ist man in Amerika nicht sehr empfindlich gegen solche Sachen?»

Sie lachte und suchte seinen Fragen auszuweichen.

«Aber wir sind doch nicht in Amerika, sondern im Park von Versailles. Hier ist es doch ganz gleich, was die Leute in Amerika tun und sagen. Außerdem ist hier nicht einmal ein Franzose . . .»

Das klang sehr freimütig. — Diese junge Dame gehörte scheinbar in der Tat zu dem freisten Volke der Erde, wie sich die Amerikaner selbst mit Vorliebe zu bezeichnen pflegen. — Wenn dem jungen Beauvolais das Ganze bis dahin nicht mehr als ein kleines Nachmittagsabenteuer scheinen mochte, so dürfte er nach ihren Worten die Gewißheit erlangt haben, daß man unter Umständen dieses kleine Abenteuer auf den Abend und womöglich auch auf den nächsten und die folgenden Tage ausdehnen könnte.

«Wie denken Sie über ein kleines Souper in Versailles?» fragte er sie, als sie sich wieder dem Ausgang des Parkes näherten.

«Gern, und dann fahren wir in der Abenddämmerung nach Paris hinein.»

«Oder vielleicht noch ein Stückchen weiter ins Land hinaus . . .» sagte er zögernd und blickte sie lächelnd von der Seite an.

Sie blieb stehen.

«Sind alle Franzosen so unternehmungslustig wie Sie?»

Er mußte bei diesen Worten bemerkt haben, daß ihre Wangen wieder gerötet waren und ein Glühen ihre Augen erglänzen ließ.

«Finden Sie das nicht sehr hübsch? Wir könnten in einem kleinen Dorf statt in Versailles das Abendessen einnehmen. Was denken Sie darüber? Und vielleicht dann erst in der Morgendämmerung nach Paris hineinfahren . . .?»

«Sie sind frech!» rief sie und bewegte sich eilig vorwärts, als wollte sie von ihm fortlaufen.

Sie gingen eine Weile schweigend. — Er schien in Gedanken versunken, und Margerit sah, daß seine Stirn sich kräuselte. Irgend etwas mußte ihm unangenehm sein. Doch sie unterließ es, ihn danach zu fragen.

«Also nach einem kleinen Dorf?» fragte er, als er am Steuer Platz nahm.

Sie nickte:

«Meinetwegen!»

Seine Stirn zeigte jetzt ganz tiefe Falten. Er schien mit einem Entschluß zu kämpfen. Endlich kam es heraus: Sein Benzinvorrat war so gut wie verbraucht, und man müßte neues kaufen, aber . . . Sie wüßte, daß er gar kein Geld hätte. Margerit ließ ihn nicht ausreden.

Man fuhr bei einer Tankstelle vor, und er ließ den Tank vollfüllen. Indessen öffnete sie ihr kleines Täschchen und überreichte ihm eine größere Banknote. — Er zahlte, wollte ihr den Rest zurückgeben, doch sie bat ihn, das Geld zu behalten. Er tat es ohne sich zu zieren und schien darüber sehr erfreut.

Eine Stunde später langten sie in einem kleinen Städtchen an. Margerit fand es sehr reizvoll, und man beschloß vorerst hier zu bleiben.

In einem kleinen Gasthof aßen sie ein bescheidenes Mahl. Sie unterhielten sich sehr lebhaft, und Margerit äußerte mehrmals freimütig, daß sie selten einen so gemütlichen und anregenden Nachmittag verbracht hätte.

Diese Geständnisse, die er als plumpe Komplimente empfinden mochte, entglitten ihr eigentlich ungewollt. Aber sie mußte die ganze Zeit an ihren Tom denken, der um sieben Uhr morgens in sein Büro zu gehen pflegte und um neun Uhr abends nach Hause zurückkehrte, um nach einem schweigsamen Essen eine Zeitung zur Hand zu nehmen und sich dann bis 10 Uhr abends in Lektüre der Börsenberichte zu vertiefen. Wenn Margerit daran anschließend eine zärtliche Stunde erwartete, so war dies vollkommen vergeblich, denn Tom war so müde, daß er sich um zehn Uhr und zehn Minuten aus seinem Klubsessel erhob, ins Schlafzimmer ging, nach einigen kalten Abreibungen unter die Bettdecke schlüpfte und in den nächsten fünf Minuten einschlief, um erst wieder um sechs Uhr und dreißig Minuten morgens zu erwachen, und den gleichen Tag von vorne zu beginnen. Ein so ausgeglichenes Leben erfordert außerordentlich starke Nerven, und nach vier Jahren schien eine Erholung in Europa ein dringendes Bedürfnis zu sein . . . Aber man soll nie halbe Arbeit leisten. Diesem Grundsatz folgend, hatte Margerit zugleich mit ihrer Abreise auch die Scheidungsklage eingereicht.

Die Stunden mit dem jungen französischen Aristokraten in einem französischen Städtchen bei billigem Wein und knusprigem Weißbrot empfand sie als einen befreienden Beginn dieser Erholungszeit. Ihre plump anmutenden Komplimente waren daher nicht weiter als ein natürlicher Ausdruck der Gefühle, die sie wirklich bewegten . . .

Nach dem Essen stand Beauvolais auf, um nach dem Wagen zu sehen. Einige Minuten später kehrte er zurück, war etwas blaß und hatte schmutzige Hände.

«Was ist passiert?» fragte Margerit, und ein leichter Schatten fiel auf ihr Gesicht.

«Wir können nicht nach Paris zurück. Am Wagen ist ein Zuleitungsrohr kaputt, und ich kann es nicht reparieren.»

«Es gibt doch eine Werkstatt hier oder . . .?»

Er zögerte mit der Antwort.

«Das schon. Aber diesen Ersatzteil kann ich nur bei der Niederlassung der Firma in Paris bekommen.»

«Ja, um Gottes willen, was wollen wir tun?»

«Ich werde den Wagen nach einer Werkstatt bringen. Man wird mir den Ersatzteil bis morgen beschaffen.»

«Bis morgen? Und was machen wir heute?»

«Das weiß ich noch nicht. Man muß sehen. Vielleicht können wir mit einem Zug zurückfahren.»

Er ging von neuem hinaus und kam nach einer Viertelstunde wieder, um ihr zu sagen, daß er den Wagen in einer Werkstatt untergebracht und daß man ihm versprochen hätte, den Ersatzteil bis morgen früh herbeizuschaffen.

«Und was nun?» fragte sie verängstigt.

«Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß es keinen Zug mehr gibt, der uns nach Paris bringen könnte, es sei denn, daß wir große Umfahrten machen.»

«Können wir nicht einen Wagen bekommen?» fragte Margerit.

(Fortsetzung Seite 102)

VERWELKTE HAUT

entschwundene Schönheit

Bewahren Sie die Jugendfrische Ihres Teints auf die Olivenöl-Art.

Reiche Frauen mit verwelkter Haut — arme Mädchen mit zartem Teint! Geld spielt hier keine Rolle, auch die Zeit nicht, die Sie vor dem Spiegel verbringen.

Millionen Frauen fanden einen einfachen, billigen Weg zu natürlicher, strahlender Schönheit — die Palmolive-Schönheitsmethode. Hören Sie, warum sie so einzigartig ist, so rasch wirkt und anhält.

Palmolive ist auf geheimer Basis aus Oliven- und Palmölen zusammengesetzt. 20 000 Schönheitsspezialisten sagen, daß Olivenöl bei Körpertemperatur „schmilzt", tief in die Poren eindringt, ohne zu reizen, ohne sie auszudehnen.

Palmolive reinigt gründlich, doch schonend — befreit die Poren von Unreinheiten, erhält die Haut samtweich.

Massieren Sie Ihr Gesicht, Hals und Schultern zweimal täglich mit warmem Palmolive-Schaum. Spülen Sie zuerst warm, dann kalt. Verwenden Sie Palmolive auch für Ihr Bad — sie ist ausgiebig und für Ihre Wirkung unbezahlbar.

Das Olivenöl macht's

Für die Herstellung eines jeden Stückes Palmolive-Seife wird eine beträchtliche Menge dieses wahren Schönheitsöles verwendet.

Mehr als Seife — ein Schönheitsmittel!

M.G. BAUR BEINWIL AM SEE

10er CIGARRE

Hallwiler Forellen

Wenn Hermann Hesse sagt:

„In diesem schönen Buche steckt eine herrlich reiche Welt verborgen. Dies warmherzige, tapfere und frohe Buch ist von einer klugen, erfahrenen, gütigen Frau geschrieben. Liebe wärmt jedes seiner Worte, Liebe atmet in all seinen Figuren",

dann darf jedermann, der ein gutes Buch zu schätzen weiß, freudig nach dem Roman

DER VOGEL IM KÄFIG

von Lisa Wenger

greifen und kann sicher sein, daß er ihm Freude und Genugtuung bereiten wird. 10.—13. Tausend. Volksausgabe in Ganzleinen Fr. 4.80. Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen.

MORGARTEN-VERLAG A.-G., ZÜRICH

Er ging von neuem fort, um sich zu erkundigen, ob es möglich wäre, einen Wagen zu erhalten, doch auch diesmal mußte er ihr einen abschlägigen Bescheid bringen.

«Ja, um Gottes willen, was wird?! Wir können doch hier nicht übernachten!»

Schweigen trat ein. Dann begegneten sich ihre Blicke und blieben eine Weile ineinander verhaftet.

«Warum nicht?! In einem kleinen, netten Hotel . . .» sagte er endlich zögernd.

«Wie denken Sie sich das?» rief sie aufbrausend. «Ich will nach Paris gebracht werden.»

Er lachte:

«Sie sind sehr energisch, aber es ist leider nicht immer möglich, alle Wünsche zu erfüllen . . .»

Sie zeigte noch einige Minuten lang ihre höchste Entrüstung über das Vorgefallene, aber dann sah sie ein, daß es keine andere Möglichkeit gab, als in diesem kleinen Ort zu übernachten. Da sie beide kein Gepäck hatten, kam man überein, daß Beauvolais einige nötige Sachen und zwei kleine Koffer besorgen würde. Gleichzeitig wollte er das Hotel ausfindig machen.

Er kam strahlend zurück und erklärte, daß diesmal alles in bester Ordnung sei. Er hätte ein sehr nettes, sauberes, kleines Hotel gefunden, hätte das Nötige besorgt und die beiden Koffer beim Portier abgegeben.

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Margerit verspürte große Müdigkeit. Trotzdem überredete er sie, doch noch einen Spaziergang über die Felder zu machen . . .

Sie kam langsam wieder in Stimmung, und als er ihren Arm ergriff, um ihr über einen Graben zu helfen, brauchte er diese Umklammerung nicht mehr zu lösen. Sie blieben mehrmals stehen und mit jedem Male empfand sie seine Nähe immer wohltuender.

«Hier gibt es keine Amerikaner und keine Franzosen», sagte er, sie an das Gespräch im Park von Versailles erinnernd: «Finden Sie das sehr frech . . .» Und ohne ihre Antwort abzuwarten, küßte er sie auf den Mund.

«Das ist nicht nur frech, sondern gemein, eine hilflose Frau auf offenem Feld zu überfallen», erwiderte sie empört, doch ihre verärgerte Stimme klang nicht sehr überzeugend.

Der Portier empfing das Paar mit tiefsten Verbeugungen:

«Das Zimmer für den Herrn Marquis und Gattin ist bereit. Im ersten Stock, bitte! Fahrstuhl, gefällig?»

Margerit blieb erschrocken stehen:

«Ein Zimmer? Was heißt, Gattin? Sind Sie wahnsinnig geworden?» rief sie erregt auf Englisch, in der Hoffnung nicht verstanden zu werden.

Er lachte und zwang sie geradezu in den Fahrstuhl hinein. Als sie nun allein waren, und er auf den Knopf drückte, sagte er:

«Das ist gar nicht anders möglich gewesen. Ich mußte Sie für meine Frau ausgeben.»

«Das ist unerhört!» entrüstete sie sich. «Ich kann unmöglich mit Ihnen in einem Zimmer schlafen.»

Er ergriff ihre beiden Arme:

«Warum nicht? Glauben Sie, daß ich ein Frauenmörder bin?»

Sie schüttelte trotzig den Kopf.

«Sie sind frech. Ich habe noch nie einen so frechen Mann gesehen.»

Der Fahrstuhl hielt. Im nächsten Augenblick empfing sie ein kleines, sauberes, zweibettiges Zimmer. Zwei nagelneue Koffer standen auf einem Schemel.

«Unerhört!» sagte Margerit. «Wir werden den Paravent zwischen die Betten stellen.» Sie ging entschlossen zu dem Paravent, der einen Waschtisch verdeckte, legte ihn zusammen und brachte ihn zu den Betten.

Ihr Begleiter stand reglos und verfolgte diese Szene mit unterdrücktem Lachen. Dann half er ihr die Betten auseinander zu schieben und den Paravent dazwischen zu stellen.

Eine halbe Stunde später lagen sie in ihren Betten . . . Das Licht wurde ausgelöscht.

«Schlafen Sie schon?» fragte plötzlich Margerit. «Ich wollte Sie etwas fragen.»

«Eigentlich ja, aber wenn ich Ihnen noch eine Auskunft geben kann . . . dann . . .»

«Ist Ihr Bett ebenso hart wie das meine?»

«Es ist hart, aber ob es ebenso hart ist wie das Ihrige, kann ich nicht beurteilen.»

Sie schwiegen.

«Finden Sie nicht, daß es sehr heiß ist?»

«Ja. Aber das Fenster ist offen. Es ist der Paravent, der Ihnen die Luft wegnimmt.»

«Das ist aber nicht zu ändern.»

«Das ist nur Ihre Schuld.»

«Ich glaube, es ist Ihre Schuld . . .» sagte er lachend. «Wenn Sie doch nicht schlafen, so können wir uns sehr nett unterhalten.»

«Das tun wir ja.»

«Ja, aber es ist unangenehm, so ins Dunkle hinein zu sprechen. Ich möchte Ihr Gesicht sehen.»

«Sie sind doch ein Frauenmörder!» sagte sie.

Die Rechnung, die der Marquis de Beauvolais am nächsten Morgen bezahlte, erhöhte sich durch einen Betrag, den man ihm für einen beschädigten Paravent berechnete. Man hatte dieses altmodische Möbelstück zum Erstaunen des Dienstmädchens nicht am Waschtisch, wo es sonst seinen Platz hatte, sondern zusammengeklappt in einer Ecke des Zimmers gefunden. Es ließ sich jedoch leider nicht mehr aufstellen, denn in einem der Leinwandteile gähnte ein großes Loch.

«Das ist Ihre Schuld!» sagte Beauvolais. «Hätten wir den Paravent an seiner alten Stelle gelassen . . .»

Sie erwiderte nichts, und er ging den Wagen holen.

«Ich möchte Ihnen einen Vorschlag machen», sagte er unterwegs. «Alles, was ich besitze, ist der Wagen. Wenn Sie ihn mir abkaufen, bin ich gerettet. Er kostet zwanzigtausend Franken. Das ist sehr billig.»

«Gut! Und Sie werden bei mir weiter den Dienst als Chauffeur versehen?» fragte sie lächelnd.

«Ausgezeichnet», erwiderte er.

Sie nahm ein Scheckbuch aus ihrem Täschchen und kritzelte mit dem Füllfederhalter auf eines der Blätter einige Zahlen und dann ihre Unterschrift.

«Ich habe Ihnen gleich sechs Monate Gehalt im Voraus mitbezahlt», meinte sie lachend und reichte ihm den Scheck.

Er steckte ihn mit der freien Hand ein.

Sie kamen an dem Bahnhof einer kleinen Station vorbei.

«Ich will eine Zeitung holen», sagte er und bremste. Dann stieg er aus und ging in den Bahnhof hinein. Eine Weile später kam er mit der Zeitung zurück und warf sie durch das Fenster auf den Sitz: «Wie immer steht nichts darin.»

Er ging an die Wagentür und wollte sie öffnen.

«Ach, ich habe noch etwas vergessen, die Zigaretten . . .» Und er ging wieder in den Bahnhof hinein.

Fünf Minuten waren vergangen. — Margerit wurde ungeduldig. Sie blieb noch eine Zeitlang sitzen, stand dann auf und sah sich um. Von dem Franzosen war nichts zu sehen.

«Gibt es im Bahnhof einen Zigarettenstand?» wandte sie sich an einen alten Gepäckträger.

Er murmelte eine unverständliche Antwort. Im nächsten Augenblick ertönte das Pfeifen einer Lokomotive, und er stürzte auf den Bahnsteig. — Margerit sah sich hilflos um. Dann ging sie auf den Bahnsteig. — Dort war kein Zigarettenstand. Sie spähte nach allen Richtungen. Auf dem Perron waren ziemlich viele Menschen, die

(Fortsetzung Seite 104)

SANATORIUM KILCHBERG-ZÜRICH

PRIVATE NERVEN-HEILANSTALT · ÄRZTE: DR. H. HUBER UND DR. J. FURRER · BESITZER: DR. E. HUBER-FREY

Individuelle Behandlung aller Formen von Psychosen und Neurosen. Entziehungskuren für Alkohol, Morphium, Kokain usw. Malariabehandlung bei Paralyse. Führung psychopathischer haltloser Persönlichkeiten. Angepaßte Arbeitstherapie · 3 Ärzte, 6 getrennte Häuser; geschlossene für Psychosen, offene für Erholungsbedürftige · Prächtige Lage am Zürichsee, in unmittelbarer Nähe von Zürich · Großer Park und landwirtschaftliche Kolonie. Sport- und Ausflugsgelegenheit · Physikalisches Institut (Medikamentöse Bäder und Packungen, Licht- und Dampfbäder Elektrotherapie, Höhensonne, Diathermie, Massage usw.), Behandlung organischer Nervenerkrankungen, Stoffwechselstörungen, rheumatischer Leiden, Erschlaffungszustände etc. Diät- und Entfettungskuren · Eigene Abteilungen mit Terrassen für Bettlägerige. Prospekte bei der Direktion verlangen. Telephon Zürich 914.171 und 914.172

den Zug nach Paris nehmen wollten. Doch Beauvolais war nicht zu sehen.

Sie kehrte verärgert zum Wagen zurück und beschloß zu warten. Er war wohl einen Zigarettenladen suchen gegangen.

Plötzlich fühlte sie, wie sich ihr durch das Fenster eine Hand entgegenstreckte und auf ihrer Schulter ruhen blieb. Sie blickte sich um. Zwei Männer standen vor ihr.

«Gehört Ihnen dieser Wagen?» fragte der eine von ihnen.

«Nein», erwiderte Margerit. «Doch, warum fragen Sie mich das? Der Wagen gehört dem Marquis de Beauvolais. Er wird gleich kommen.»

Die Männer wechselten vielbedeutende Blicke.

«Wollen Sie uns vielleicht zur Polizei fahren?» sagte der eine.

«Zur Polizei? Was heißt das? Sind Sie wahnsinnig geworden?! Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß ich Amerikanerin bin.»

«Es ist sehr erfreulich. Doch ungeachtet dieses Privilegs haben Sie sich einen fremden Wagen angeeignet.»

Margerit war einer Ohnmacht nahe. Der eine der Männer setzte sich ans Steuer und zehn Minuten später fand sich Margerit in dem düsteren Polizeibureau der kleinen Stadt.

Ihre Proteste halfen nichts. Sie wurde erst drei Stunden nach der Einlieferung vernommen.

«Sie sind einem Schwindler in die Hände gefallen», sagte der Polizeiinspektor. «Der Wagen gehört einem Marquis Beauvolais, das stimmt schon, aber das ist ein alter Herr, der keinen Sohn hat, und der Wagen ist ihm vor einigen Tagen gestohlen worden.»

Margerit hinterlegte als Sicherheit einen Scheck auf ihre Bank und wurde freigelassen. Am nächsten Tag wurde ihr die Kaution zurückerstattet, da man indessen ihre Angaben nachgeprüft hatte. Aber der Scheck, den sie dem angeblichen Marquis de Beauvolais für den ihm angeblich gehörenden Wagen überreicht hatte, war leider schon ausgezahlt.

Als der Bankbeamte ihr das mitteilte, blitzte vor ihr das Gesicht ihres Gatten Tom auf ... Es war schwer zu entscheiden, wozu man stärkere Nerven brauchte, — für eine Ehe mit einem Mann, der zehn Uhr und zwanzig Minuten abends pünktlich einschlief oder für aufreibende Abenteuer mit falschen französischen Marquis.

Sie wollte nach Amerika zurückkehren. Dann aber beschloß sie, sich noch eine Bedenkzeit von drei Wochen einzuräumen.

Tod und Trick vor der Kamera

Hollywoods größter Filmartist erzählt, wie es wirklich war

VON JOE BONOMO

Copyright by Macfadden Publications, New York

Der Klub der schwarzen Katzen

Zwölf Jahre meines Lebens habe ich damit verbracht, in Hollywood zur Unterhaltung des Publikums die halsbrecherischen Kunststücke auszuführen. Es war weiß Gott kein leichtes Leben. Kein Außenstehender ahnt, wie viel Unglücksfälle sich bei Film-Aufnahmen ereignen. Ich gehörte mit zwölf anderen, dem berühmten Artisten-Klub der «Schwarzen Katzen» an, und von uns Dreizehn bin ich der einzig Ueberlebende. Wir waren alle begeisterte Film-Artisten. Man brauchte uns in Hollywood, so bald es galt, im Auto einen Abhang hinunterzustürzen, eine Flugzeugkatastrophe mitzumachen, einen tollen Sprung auszuführen. Unfälle waren dabei an der Tagesordnung. Einer von uns lag immer im Krankenhaus. Meist handelte es sich nur um ein paar gebrochene Knochen, die uns außer Gefecht setzten. Aber nicht immer ging es so glimpflich ab. Einer nach dem anderen meiner tollkühnen Kameraden mußte seine Verwegenheit mit dem Leben bezahlen. Die einen wurden von Löwen zerrissen, die anderen fanden den Tod beim Flugzeugabsturz, und manche starben im Krankenhaus an ihren Verletzungen, die sie infolge ungenügender Sicherheitsmaßnahmen davongetragen hatten.

Ich hatte Glück. Aber es war mehr als Glück, daß ich mit heilen Gliedern davonkam. Das lag auch viel an meinem körperlichen Training. Gewandtheit und Kraft, Fixigkeit und Geistesgegenwart gehörten dazu, alle die mir zugemuteten Kunststücke auszuführen, und oft genug sah ich mich für meine Tollkühnheit bestraft.

Ich glaube, außer meinem Genick, habe ich mir sämtliche Gliedmaßen unzählige Male gebrochen. Den rechten Arm z. B. brach ich mir viermal, den linken zweimal, den rechten Fuß siebenmal und den linken viermal. Dreißigmal erlitt ich Rückgratverletzungen und einmal brach ich es mir. Meine Rippen wurden mindestens zwanzigmal angeknackt, aber solche geringfügige Verletzungen, bei denen man nicht ins Krankenhaus brauchte, zählten gar nicht. Eine Zeitlang habe ich mit einem fest bandagierten Brustkorb gearbeitet. Von zwölf Monaten Hollywood verbrachte ich mehrere im Krankenhaus. Manchmal lag ich nur ein paar Tage, manchmal aber auch fünf oder sechs Wochen und länger.

Ich kam nach Hollywood als «Double» für andere Schauspieler, d. h. ich nahm Gefahren und Verletzungen an Stelle der Stars auf mich.

Die Regisseure wurden aufmerksam auf mich und übertrugen mir selbst größere Rollen. Aber alle Rollen, die ich bekam, waren mit Gefahren verbunden und erforderten Kraft und Geschick. In den Premierenankündigungen figurierte ich als stärkster Mann der Welt, als «Herkules der Leinwand».

Ich war ein schwächliches Kind ...

So unwahrscheinlich es klingt, ich war einmal als Kind schwach und kränklich. Die Folge war, daß ich wegen meiner Schwächlichkeit von allen großen Jungens der Nachbarschaft ins Bockshorn gejagt wurde. Mehr noch als ihre Hänseleien verletzte mich der Spitzname «Zahnstocher», den sie mir gaben. Ich wünschte mir damals nichts brennender als ihnen an Körperkräften gleich zu sein. Als ich zehn Jahre alt war, führte uns unser Lehrer in das Museum von Brooklyn und zeigte uns eine Statue Apolls. Die Kraft und Schönheit des Körperbaus machte tiefen Eindruck auf mich.

Während meine Klassenkameraden sich andere Kunstwerke ansahen, blieb ich voller Bewunderung bei der Apollostatue zurück. Wäre ich nur so kräftig und stark wie dieser Griechengott, dachte ich, so würde ich ihnen schon zeigen, was es heißt, mich zu necken. «Vernünftig leben und viel trainieren» hatte der Lehrer gesagt, der uns angesichts der Kunstwerke das Geheimnis griechischer Gymnastik erklärte. Ich beschloß, dies zum Leitsatz meines Lebens zu machen. Ich kniete nieder und betete inbrünstig: «Bitte, Apoll, mache mich so groß und stark wie du bist».

Das erste, was ich tat, um mich meinem Ideal zu nähern, war, daß ich einen Barren in mein Zimmer stellte und an ihm eifrig übte. Die Muskeln taten mir von der übergroßen Anstrengung weh, aber ich machte gute Fortschritte. Meine Eltern wunderten sich über meinen Hunger. Ich betrieb meine Turnübungen wochenlang mit fanatischem Eifer, und bald wurden meine Muskeln kräftiger, zuerst allmählich, dann immer schneller. Es dauerte nicht lange, und ich war stärker als die anderen Jungen, denen die Lust verging, mich zu hänseln.

Ich setzte meine systematischen Uebungen unaufhörlich, jahrelang, fort, so daß ich bei Beendigung der Schulzeit einen erstaunlich starken und entwickelten Körperbau hatte. Ich hatte es soweit gebracht, daß ich alle Sportarten, die Kraft voraussetzten, gut betreiben konnte. Ich wurde wegen meiner Geschicklichkeit im Schlagball, Fußball und in Leichtathletik oft bei Wettspielen aufgestellt.

Als ich später in die Newyorker Militärschule eintrat, setzte ich meinen ganzen Ehrgeiz darein, Außergewöhnliches im Boxen, Ringkampf und Schwimmen zu leisten. Bald war mein Ruf als «starker Mann» begründet.

« — und wurde zum Apoll erklärt!»

Kurze Zeit danach — ich war damals neunzehn Jahre alt — veranstaltete die Newyorker «Daily News» einen «Apollo»-Wettkampf. Ich meldete mich, und war überglücklich, als an jenem Septembermorgen des Jahres 1921 die Richter mir den Preis zusprachen, weil meine Körpermaße dem Apollideal am nächsten kamen. Das Beste war aber, daß dieser Preis mir einen Filmvertrag mit einer Newyorker Gesellschaft eintrug. Die Kritik dieses ersten Films bezeichnete mich als einen der besten Artisten. Ich erhielt Angebote aus Hollywood.

Sprung in das Nichts

Jeder hat wohl einmal im Kino in einem der älteren Wildwest-Filme gesehen, wie der Held auf der Flucht vor Banditen von einer hohen Klippe ins Meer sprang. Wem stockte da nicht der Atem? Das war kein Trick; es war ein echter Sprung.

Eine solche Szene spielte ich selbst vor ein paar Jahren; ich kenne daher genau die Gefühle der ausübenden Artisten. Das Drehbuch verlangte von mir einen Sprung aus dreißig Meter Höhe von der Selbstmörder-Klippe in den Ozean. Das klingt schon phantastisch genug, es wurde aber noch besonders gefährlich dadurch, daß das Wasser am Fuß der Klippe nur einen Meter tief war. Man mußte zum Absprung den Moment abpassen, wo gerade eine Welle sich an der Klippe brach, weil das Wasser dann auf vier Meter stieg. Außerdem ragten dicht dahinter zwei Felsriffe aus der Brandung hervor. Aber nach ein paar angsterfüllten Minuten gelang der Sprung vom «Selbstmörder-Felsen». Nach diesem Erfolg wurde ich mit Angeboten von Filmgesellschaften geradezu überhäuft; und wohl zehnmal mußte ich diesen Sprung für sie wagen.

Es gibt nichts Schrecklicheres als den freiwilligen Sprung in das Nichts. Bald mußte ich ihn von Häusern, bald von Brücken, Schiffen oder Flugzeugen ausführen. Als einer der ersten Artisten sprang ich aus einem fahrenden Güterzug von einer Brücke in den Harlem-Fluß in New York. Der Film wurde im Spätherbst 1921 aufgenommen, als das Wasser bereits sehr kalt war. Ich hatte damals noch nicht viel Erfahrung im Springen und schlug so heftig auf das Wasser auf, daß ich fast die Besinnung verlor. Mit letzter Kraft kämpfte ich mich schwimmend ans Ufer.

Der großartigste Absprung in meiner Filmlaufbahn war der Sprung ins Leere von einem dreißig Meter hohen Turm. Da die Kamera über mir hängen mußte, wollte man kein Sicherheitsnetz spannen. Zu meinem Schutz wurde lediglich eine breite Grube gegraben, über die ein Sprungtuch und eine starke Leinwand gespannt wurden. Die Leinwand wurde mit Erde bedeckt, damit sie für die Kamera unsichtbar blieb. Den Absprung auf diese fast mathematisch berechnete Stelle bereitete ich gründlich vor. Ich umschnürte mich ganz und gar mit Riemen und bandagierte Ellbogen und Knie besonders stark. Aber ich schlug mit solcher Kraft auf die Leinwand auf, daß ich drei Tage brauchte, um die Erde aus Ohren, Augen, Haaren und Mund zu entfernen. Sonst aber war ich unversehrt geblieben.

Die viel verbreitete Ansicht, nicht erst das Aufschlagen auf den Boden, sondern bereits der Luftdruck töte die Menschen beim Absturz aus großer Höhe, hat sich nach meinen Erfahrungen als irrig erwiesen, denn ich habe bei solchen Sprüngen niemals auch nur das Bewußtsein verloren. Ich konnte sogar im Sprung einen Zettel aus der Hand eines Mannes ergreifen oder die Inschrift eines Plakates in mich aufnehmen, bevor ich auf das Sicherheitsnetz aufschlug.

Tricks, die das Publikum nicht kennt

Ohne Sicherheitsmaßnahmen würde das Leben eines Artisten sehr kurz sein. Ich benutzte alle verfügbaren Schutzmittel und suchte sie nach Möglichkeit zu verbessern. Das Sprungtuch, das ich mir für meine Zwecke erdacht hatte, bestand aus einem rechtwinkligen Stück schwerer Leinwand und war mit Gummiband eingefaßt. In Hollywood benutzte man einen Sprungapparat mit sehr steifem Gummi, der dem Springer so viel Schwung gab, daß er aus enormer Höhe abspringen konnte, während das sonst übliche Sprungtuch elastischer ist und das Gewicht des fallenden Körpers besser aufnimmt. Wer den Sprungapparat benutzte, mußte scharf entwickelten Gleichgewichtssinn haben, da der kleinste Fehler ernste Verletzungen zur Folge haben konnte. Für einzelne Aufnahmen brauchte man unsichtbare Apparate. Es gab